

Lew Tolstoi

# **Anna Karenina**

Alle glücklichen Familien sind einander ähnlich, jede unglückliche Familie aber ist auf ihre Art unglücklich.

Im Hause Oblonsky war alles in Verwirrung. Die Frau des Hauses hatte erfahren, daß ihr Mann mit der früher angestellten französischen Gouvernante eine Liebschaft unterhielt, und sie hatte daher ihrem Mann erklärt, sie wolle nicht mehr mit ihm unter einem Dach wohnen. Es war schon der dritte Tag, daß dieser gespannte Zustand fort dauerte und sowohl den Ehegatten als allen Gliedern der Familie und der Dienerschaft peinlich fühlbar wurde. Alle fühlten, daß Herr und Frau einander jetzt ferner standen als Leute, die zufällig in einem Gasthause zusammentrafen. Die Frau verließ ihre Gemächer nicht, der Herr war seit drei Tagen nicht mehr nach Hause gekommen; die Kinder liefen wie verloren im Hause umher, die englische Gouvernante zankte sich mit der Wirtschafterin und schrieb einer Freundin, sie möge ihr eine andere Stelle besorgen. Der Koch war schon gestern abend fortgegangen, und die Waschfrau und der Kutscher baten um ihre Entlassung.

Am dritten Tage nach dem Streit erwachte der Fürst Stepan Arkadjewitsch Oblonsky – oder Stiwa, wie er unter Bekannten hieß – um acht Uhr morgens, aber nicht im gemeinsamen Schlafzimmer, sondern in seinem Arbeitszimmer, auf einem Ledersofa. Er reckte seinen wohlgenährten Körper, als wüsste er noch weiterzuschlafen, umarmte das Kopfkissen und drückte seine Wange darauf. Plötzlich aber sprang er auf, setzte sich auf dem Sofa aufrecht und öffnete die Augen.

›Ja, wie war das doch gleich?‹ dachte er, sich an seinen Traum erinnernd. ›Ja, Alabin gab ein Diner in Darmstadt! Nein, nicht in Darmstadt, es war etwas Amerikanisches! Nun ja, Darmstadt lag in Amerika! Ja, Alabin gab ein Diner auf gläsernen Tischen, und die Tische sangen: ›Il mio tesoro‹, oder nein, nicht ›Il mio tesoro‹, sondern etwas Besseres! Und da waren auch kleine Fläschchen die wie Frauenzimmer aussahen.‹

Die Augen Oblonskys leuchteten fröhlich auf, und lächelnd sammelte er seine Erinnerungen. ›Ja, es war hübsch, sehr hübsch!‹ Als er das Tageslicht durch die Vorhänge hereinschimmern sah, schnellte er die Füße vom Sofa herab und tastete damit nach seinen gestickten Pantoffeln, ein Geschenk seiner Frau zu seinem letzten Geburtstage, und nach alter neunjähriger Gewohnheit streckte er, ohne aufzustehen, den Arm nach der Stelle aus, wo in seinem Schlafzimmer sein Schlafrock hätte hängen müssen. Nun erst erinnerte er sich plötzlich, warum er nicht im Schlafzimmer, sondern in seinem Arbeitszimmer war. Das Lächeln erstarb, und er runzelte die Stirn.

›Ach! Ach! Ach!‹ seufzte er und erinnerte sich wieder aller Einzelheiten seines Zanks mit seiner Frau, seiner hilflosen Lage und, was noch peinlicher war als alles dies, seiner eigenen Schuld, die ihn am meisten quälte.

›Ja, sie wird und kann mir nicht vergeben, und das schrecklichste ist, daß ich selbst schuld bin. Ich bin schuld, und kann doch nichts dafür. Darin liegt eben der Knoten des Dramas‹, dachte er. ›Ach! Ach! Ach!‹ wiederholte er trübselig.

Am unangenehmsten war der Augenblick gewesen, als er vergnügt und zufrieden aus dem Theater zurückkehrte, mit einer prächtigen französischen Birne für seine Frau in der Hand, sie aber nicht im Wohnzimmer traf und zu seiner Verwunderung auch nicht im Kabinett, sondern endlich im Schlafzimmer mit dem unglücklichen Brief in den Händen, der ihr alles entdeckt hatte. Sie, diese ewig unruhige, sorgenvolle und, wie er geglaubt hatte, beschränkte Dolly saß,

unbeweglich da mit dem Brief in der Hand und sah ihn mit dem Ausdruck des Erstaunens, des Zornes und des Entsetzens an.

»Was ist das? Das da?« fragte sie, auf den Brief deutend, und am peinlichsten war Oblonsky in der Erinnerung weniger die ganze Szene selbst als die Art, wie er auf diese Worte seiner Frau geantwortet hatte.

Anstatt sich beleidigt zu stellen, zu leugnen, sich zu rechtfertigen, um Verzeihung zu bitten, oder auch ganz gleichgültig zu bleiben – alles das wäre besser gewesen als das, was er wirklich tat –, war auf seinem Gesicht ganz unwillkürlich plötzlich das gewohnte gutmütige und darum alberne Lächeln erschienen. (»Hirnreflexe!« dachte Oblonsky, der für Physiologie schwärmte.) Dieses blöde Lächeln konnte er sich nicht verzeihen. Als Dolly es bemerkt hatte, war sie aufgefahren, wie bei einem körperlichen Schmerz, und mit der ihr eigenen Heftigkeit hatte sie ihn mit einem Strom bitterböser Worte überschüttet und dann das Zimmer verlassen. »An allem ist dieses alberne Lächeln schuld!« dachte Oblonsky. »Aber was tun? Was tun?« wiederholte er kläglich und fand keine Antwort.

Stepan Arkadjewitsch war immer aufrichtig gegen sich selbst. Er vermochte nicht, sich selbst vorzuheucheln, daß er sein Vergehen bereue. Er machte sich auch keine Vorwürfe darüber, daß er, ein vierunddreißigjähriger, verliebter Mensch, nicht in seine Frau verliebt war, die Mutter seiner fünf lebenden und der zwei gestorbenen Kinder, welche nur ein Jahr jünger war als er, sondern nur darüber, daß er es seiner Frau nicht besser zu verbergen verstanden hatte. Aber er empfand die ganze Schwere seiner Lage und bedauerte seine Frau, seine Kinder und sich selbst. Vielleicht hätte er es doch möglich gemacht, seinen Fehltritt vor seiner Frau geheimzuhalten, wenn er geahnt hätte, daß diese Entdeckung eine so starke Wirkung auf sie hervorbringen werde. Er hatte diese Frage noch nie klar überlegt, aber in der unklaren Vorstellung gelebt, daß seine Frau schon lange erraten habe, daß er ihr nicht treu sei. Es hatte ihm sogar geschienen, daß sie, die etwas gealterte, nicht mehr schöne Frau, nur eine gutmütige, einfache Familienmutter war, die deshalb schon aus Gerechtigkeitsgefühl nachsichtig sein wollte. Aber nun war es so ganz anders gekommen.

»Ach, schrecklich! Ach, ach, ach, wie entsetzlich!« wiederholte Oblonsky und konnte an nichts anderes mehr denken. »Und wie gut ist alles bisher gegangen! Wie gut haben wir gelebt! Sie war zufrieden und glücklich mit den Kindern, und ich ließ sie in ihrer Wirtschaft machen, was sie wollte. Es ist wahr, es ist nicht hübsch, daß jene Person eigentlich Gouvernante im Hause war! Das ist nicht hübsch! Es liegt etwas Niedriges in einer Liebschaft mit der eigenen Gouvernante! (Er erinnerte sich wieder lebhaft an die schwarzen Schelmenaugen von Mademoiselle Roland und ihr gefühlvolles Lächeln.) Aber solange sie bei uns im Hause war, habe ich mir nichts erlaubt! Und am schlimmsten ist, daß sie schon... Daß dies alles auch so kommen mußte! Ach, ach, ach! Was tun? Was fang ich nun an?«

Oblonsky stand auf, warf seinen grauen Schlafrock um die Schultern, knüpfte die Quastenschnur um und zog in langen Zügen die Luft in seinen breiten Brustkasten ein. Dann ging er ans Fenster, zog das Rouleau auf und klingelte. Sogleich erschien sein alter Freund und Kammerdiener Matwej, der die Kleider, Stiefel und ein Telegramm brachte, gefolgt von dem Barbier.

»Sind Papiere vom Amt gekommen?« fragte Oblonsky, während er das Telegramm ergriff und sich wieder setzte.

»Auf dem Tisch«, erwiderte Matwej mit einem fragenden Blick auf seinen Herrn. Nach einer Weile fügte er verschmitzt lächelnd hinzu: »Es war auch jemand vom Spediteur da.«

Oblonsky gab keine Antwort und blickte nur durch den Spiegel auf Matwej. An dem Blick, den sie im Spiegel wechselten, war zu erkennen, wie sie sich miteinander standen. Oblonskys Blick fragte: »Warum sagst du das ? Weißt du nicht...?«

Matwej legte die Hand auf die Brusttasche und blickte seinen Herrn mit einem gutmütigen, kaum merklichen Lächeln an. »Ich sagte ihm, er solle am nächsten Sonntag wiederkommen und Sie bis dahin nicht weiter belästigen.«

Oblonsky öffnete das Telegramm, und sein Gesicht strahlte.

»Matwej, meine Schwester Anna Arkadjewna wird morgen ankommen«, sagte er, indem er einen Augenblick die glänzende, fette Hand des Barbiers festhielt.

»Gott sei Dank!« sagte Matwej, und bewies damit, daß er, ebenso wie sein Herr, begriffen hatte, daß Anna Arkadjewna, die Lieblingsschwester seines Herrn, eine Versöhnung der Ehegatten zustande bringen könne.

»Allein oder mit ihrem Gemahl?« fragte Matwej.

Oblonsky konnte nicht antworten, da der Barbier seine Oberlippe bearbeitete, und hob einen Finger auf. Matwej nickte mit dem Kopf durch den Spiegel.

»Allein. Soll man das Zimmer oben bereitmachen?«

»Sage es meiner Frau, und tue, was sie befiehlt!«

»Der gnädigen Frau?« wiederholte Matwej zweifelnd.

»Ja. Nimm das Telegramm mit, und melde mir, was sie gesagt hat.«

»Er will einen Versuch machen«, dachte Matwej, sagte aber nur: »Zu Befehl, gnädiger Herr!«

Oblonsky war schon gewaschen und frisiert und begann sich anzukleiden, als Matwej langsam mit seinen knarrenden Stiefeln und dem Telegramm in der Hand zurückkam.

»Die gnädige Frau läßt Ihnen sagen, sie werde verreisen. Ihr möchtet tun, wie es euch beliebt, hat sie gesagt«, meldete er, nur mit den Augen lachend. Oblonsky schwieg. Darauf erschien wieder ein gutmütiges und trauriges Lächeln auf seinem hübschen Gesicht.

»Höre, Matwej, was nun?« fragte er, den Kopf wiegend.

»Es wird sich schon machen!« erwiderte Matwej.

»Meinst du! Wer ist da?« fragte Stepan Arkadjewitsch, als er vor der Tür das Rauschen eines Kleides hörte.

»Ich bin's!« sagte eine feste und angenehme weibliche Stimme, und in der Tür erschien das strenge, pockennarbige Gesicht von Matrena Filimonowna, der Kinderwärterin.

»Was gibt's, Matrena?« fragte Stepan Arkadjewitsch.

Obgleich Oblonsky seiner Frau gegenüber im Unrecht war und das auch selbst fühlte, waren doch fast alle im Hause auf seiner Seite.

»Nun? Was?« fragte er weinerlich.

»Gehen Sie hin, Herr, und bitten Sie um Verzeihung! Gott wird helfen! Die gnädige Frau quält sich sehr, es ist ein Jammer, anzusehen, und alles im Hause geht drunter und drüber! Man muß mit den Kindern Mitleid haben, Herr!«

»Aber sie wird mich nicht einlassen!«

»Dann haben Sie das Ihrige getan! Gott ist gnädig!«

»Nun gut, geh nur!« sagte Oblonsky plötzlich errötend. »Hilf mir ankleiden«, wandte er sich zu Matwej und warf entschlossen den Schlafrock weg.

Als Stepan Arkadjewitsch sich fertig angekleidet hatte, parfümierte er sich, steckte die Zigarettenbüchse, Brieftasche und Uhr ein. Er fühlte sich frisch und gesund und ging trotz seines Unglücks in vergnügter Stimmung in das Speisezimmer, wo der Kaffee bereit stand; daneben lagen die Briefe von der Behörde.

Er las zuerst die Briefe. Der eine war sehr unangenehm, von einem Kaufmann, der den Wald auf dem Gut seiner Frau kaufen wollte. Der Wald mußte verkauft werden. Jetzt aber, vor einer Aussöhnung mit seiner Frau, konnte davon nicht die Rede sein, und der Gedanke, daß eine Geldfrage in seine Beziehungen zu seiner Frau auftauchte, war ihm peinlich.

Als er mit den Briefen fertig war, griff Oblonsky nach den Papieren, durchblätterte rasch zwei Aktenstücke, machte mit einem Bleistift einige Notizen, schob sie beiseite und trank seinen Kaffee. Darauf entfaltete er ein Morgenblatt und begann zu lesen. Oblonsky hielt eine liberale Zeitung. Er war eher liberal als konservativ, wie viele seiner Bekannten, nicht, weil er die Liberalen vernünftiger fand, sondern weil ihre Meinung besser zu seiner Lebensweise paßte. Die liberale Partei behauptete, in Rußland sei alles schlecht, und das paßte sehr gut auf Oblonskys Umstände, denn er hatte viel Schulden und wenig Geld. Die liberale Partei sagte, die Ehe sei eine abgelebte Institution, die notwendig reformiert werden müsse, und Oblonsky war ebenfalls für Toleranz in der Ehe. Als er mit der Zeitung und seiner zweiten Tasse Kaffee fertig war, stand er auf, dehnte seine breite Brust aus und lächelte. Bald aber wurde er wieder gedankenvoll.

Die Kinderstimmen von Grischa, seinem jüngeren Sohn, und von Tanja, seiner älteren Tochter, wurden draußen hörbar.

»Alles ist in Unordnung!« dachte Oblonsky. »Die Kinder laufen ohne Aufsicht umher!« Er ging zur Tür und rief sie an. Sie warfen eine Schachtel weg, die einen Eisenbahnzug vorstellte, und gingen zu ihrem Vater. Das Mädchen, des Vaters Liebling, kam zuversichtlich herbeigelaufen, umarmte ihn und hängte sich lachend um seinen Hals. Nachdem sie ihn geküßt hatte, wollte sie davonlaufen, aber ihr Vater hielt sie zurück.

»Was macht Mama?« fragte er, indem er mit der Hand über den glatten, zarten Hals des Töchterchens fuhr. »Bon jour!« sagte er kurz, dem derben Knaben zulächelnd. Er war sich